

Pragmatism, Naturalism, and Moral Objectivity – 4. und 5. Oktober 2013
2013 Annual Meeting der ARPA (The Atlantic Region Philosophers' Association)
an der Dalhousie University (Halifax, Canada)

Der philosophische Pragmatismus erfährt zwar seit geraumer Zeit auch in der deutschsprachigen Philosophie eine Art Renaissance; dennoch liegt es gegeben die Forschungslage nahe, einmal über den Atlantik zu fliegen, um aktuelle Debatten und Diskussionen dieser verhältnismäßig jungen philosophischen Tradition im Rahmen einer Konferenz beobachten und die Resonanz auf die eigene Forschung prüfen zu können. Dabei lässt sich als Gesamteindruck festhalten, dass der Pragmatismus sich hier wie dort (und nach wie vor) zu weiten Teilen nicht als eigene Disziplin begreift, sondern sich mit klassischen Ansätzen und Fragestellungen vermischt. Um die vielfältigen Beiträge würdigen zu können, sei im Folgenden dennoch eine chronologische Besprechung derjenigen Veranstaltungen und Sektionen, die ich besuchen konnte, gewählt; dass diese selbst – bei einem Angebot von 33 Sektionen und zwei Abendveranstaltungen in zwei Tagen – nur einen Ausschnitt darstellen, liegt auf der Hand. Bei der Auswahl habe ich mich daran orientiert, wo am deutlichsten der Pragmatismus oder alternativ die Politische Philosophie im Titel zum Ausdruck kam. Ein großes organisatorisches Versäumnis bestand tatsächlich darin, dass die Abstracts im Vorfeld den Teilnehmern nicht zur Verfügung gestellt worden sind. Die Veranstalter waren aber in diesem Jahr offenbar von der Anzahl der Einreichungen infolge des gewählten Themas überrascht worden: Die ARPA findet seit 1970 fast jedes Jahr als regionale Konferenz statt; der call for papers zum Thema „Pragmatismus, Naturalismus und moralische Objektivität“ generierte mehr als doppelt so viele Einreichungen als üblich – und aus aller Welt. Die ebenfalls extrem kurze Vorlaufzeit der Planung, die für ein Regionaltreffen u.U. noch ausreichen mag, hatte leider auch dazu geführt, dass die akzeptierten Beiträge aus China und Brasilien aufgrund von Visaproblemen nicht vorgestellt werden konnten.

Dem eigentlichen Programm ging am Abend vor Tagungsbeginn ein öffentlicher Vortrag von Philip Kitcher zur Frage „Can we save democracy, and the planet too?“ voraus, ausgerichtet von der Situating Science Initiative, auf den ich hier aber nicht gesondert eingehen möchte. Philip Kitcher war der diesjährige Hauptredner der ARPA und ist als derzeitiger John Dewey Professor an der Columbia Universität und als Proponent eines eigenen Neopragmatismus (*pragmatic naturalism*) eine besonders geeignete Wahl für diese Tagung gewesen. Zu seinem Ansatz gab es entsprechend auch zwei eigene Sektionen („Kitcher's Ethics“); die übrigen, klar dem pragmatistischen Forschungsfeld gewidmeten Sektionen waren sieben an der Zahl.

Die erste Sektion, die ich besucht habe, war klassisch mit „Pragmatism & Practical Reason“ überschrieben. Im Vortrag von Raff Donelson (Northwestern University) ging es darum, das Verhältnis von praktischer Deliberation und der Existenz von praktischen Gründen in der Auseinandersetzung mit David Enochs Arbeit (neu) auszuloten. Dabei bemühte er sich um die Plausibilisierung einer zusätzlichen Unterscheidung von Gründen und Erwägungen, um dem Problem zu entgehen, dass praktische Gründe selbst „metaphysisch neutral“ seien und es lediglich das Gefühl sei, dass es die richtige Entscheidung in einem gegebenen Moment ist, welches eine Reihe von Überlegungen zu Gründen mache. Als Beispiel sollte das Treten eines Hundes dienen: Der Umstand, dass A eine große Befriedigung daraus zieht, einen Hund zu treten, qualifiziere allenfalls als eine Erwägung für die Tat, nicht aber als ein Grund. Wenngleich offen blieb, inwiefern das Durchlaufstadium einer ‚Erwägung‘ hin zu einem solchen ‚Grund‘ sich davon unterscheidet, zu sagen, dass ein möglicher ‚Grund‘ nach eben diesem zu einem *guten* Grund wird, so kann das Projekt insofern als pragmatistisch im Geiste gelten als dass damit einer aus dieser Perspektive fehlgeleiteten Suche nach letzten Gründen eine Absage erteilt wird.

Robert Sinclair (Brooklyn College, CUNY) sprach demgegenüber aus philosophiegeschichtlicher Perspektive über „Dewey and White on Value, Obligation and Practical Judgment“. Damit war die Debatte berührt zwischen John Dewey und Morton White darüber, wie Moralphilosophie im Lichte des Anliegens zu verstehen sei, die Philosophie an die Naturwissenschaften anzugleichen, und hierbei genauer die Frage, ob Dewey unzulässig von faktischen auf normative Befunde schließe und damit versäume, eine Begründung von moralischen Urteilen als Verpflichtungen zu liefern. Diese Debatte um einen möglichen naturalistischen Fehlschluss im Herzen von Deweys naturalistischen Humanismus erscheine allerdings verfehlt, da Dewey zwar in gut klassisch pragmatistischer Manier den starken Dualismus von Fakten und Normen zu unterwandern sucht, dabei aber nicht Werturteile in bloßen Gefallensbekundungen oder Bedürfnissen aufgehen lässt. Die Unterscheidung zwischen ‚desired‘ und ‚desirable‘ bei Dewey sei hierfür

einschlägig. Deweys Punkt wäre vielmehr, dass Wissenschaft selbst ein normatives Unterfangen ist. Deswegen müssten sich auch die Normen, die moralischer Praxis unterliegen, auf die gleiche methodologische Weise erschließen lassen, ohne dabei einem reduktiven Naturalismus in der Ethik das Wort zu reden. Aus pragmatistischer Perspektive zeigen allgemein praktische Urteile an, dass in der (problematischen) Situation, wie sie sich faktisch beschreiben lässt, etwas fehlt, was eben den Handlungsbedarf erzeugt. Werte würden damit mit Blick auf ihre Problemlösungskompetenz gewonnen und werturteilunabhängige Eigenschaften werden zu Werten im Lichte ihrer Funktionalität. Eine genaue Abgrenzung zwischen dem von Dewey immer wieder offen vertretenen Instrumentalismus und einem anspruchlosen Praktikalismus blieb Sinclair schuldig, was gleichwohl an dem mangelnden systematischen Zuschnitt der Präsentation gelegen haben mag. Letztlich galt es, Deweys Gedanken zu untermauern, dass, insofern Wissenschaft eine gute Methode ist, um die menschliche Umwelt zu modifizieren, sich die Genese von Werturteilen einer ähnlichen Methode (bspw. des experimentellen Denkens) bedienen sollte und jede Problemlösung und damit jedes Werturteil immer als eine von mehreren möglichen Antworten auf eine normative Herausforderung zu verstehen ist.

Die zweite Sektion des Tages, die ich gewählt habe, war die erste von den genannten zweien, die Philip Kitchers Ethik zum Thema hatten. Rebecca MacIntosh (Western University) setzte sich aus evolutionstheoretischer Perspektive mit der Frage auseinander: „Does Morality Require a Campfire?“. Damit spielte sie an auf eine Passage in Kitcher's Buch *The Ethical Project*, wo der eigentliche Beginn desselben in den ersten Deliberationen in kleinen Gruppen von Menschen unter weitgehend egalitären Bedingungen identifiziert wird. Vor dem Hintergrund des Trends zu immer kooperativeren Organismen in der Natur sei der anthropozentrische Bias in der Herausstellung der sprachbedingten psychologischen Besonderheit von Menschen zu hinterfragen. MacIntosh konzentrierte sich auf Formen von Kooperation, die nicht ausschließlich determiniert seien, anhand von Beispielen von Kooperation (von der Biene bis zum Elefanten) und stellte dabei verschiedene Erklärungsmuster (Gruppen-, Verwandtenselektion und reziproker Altruismus) vor, um sich dann auf Beispiele sozialen Lernens bei Rhesusaffen zu konzentrieren. Wie derzeit nicht selten ging es letztlich um die Frage, ob von „Kultur“ bei Tieren die Rede sein könne, und, so MacIntosh, auch wenn die dort zu „beobachtenden“ Normen zwar nicht egalitaristisch zu verstehen seien und sie zudem oft nicht befolgt würden, so sei mit einer positiven Antwort auf diese Frage gezeigt, dass die eminente Bedeutung von Sprache in Kitchers Modell verkenne, dass minimale protoethische Fähigkeiten in unseren evolutionären Verwandten vorhanden seien. Diese seien zwar nicht mit der menschlichen Moralfähigkeit gleichzusetzen; dennoch bleibe Ethik nur eine Fortentwicklung von natürlicherweise gegebenen Ressourcen – eine These, die Kitcher allerdings selbst schon hinreichend plausibilisiert hat. Dieser Kontinuität noch mehr Anerkennung zu verschaffen und entsprechende Forschung zu betreiben, steht Kitcher dennoch positiv gegenüber.

Callum Haslam (Trent University) leistete in derselben Sektion einen „Essay in Favour of the Evolution of Various Moral Experiences“ und bemühte sich um einen Vergleich von Anthony Appiahs „Experiments in Ethics“ mit Kitchers Ansatz. Der Gewinn dieses Projekts lag insgesamt besehen eher in der anschließenden Diskussion, in der deutlich wurde, dass es mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen Kitcher und Appiah gibt – eine Erkenntnis, die in Zeiten zunehmender Profilierungswünsche und -nöte seitens der Vertreter der akademischen Philosophie doch angenehm vom pragmatistischen Ethos der kooperativen Forschung zeugte.

Am Abend des ersten Tages gab es einen Festvortrag von Kitcher zum Thema „Ethics as a human project“, der sehr anregend gewesen ist, vor allem auch, weil er Einblicke in die gerade stattfindenden Veränderungen in der Theorie gegenüber dem Buch (aus dem Jahr 2011) erlaubte. Auf diese im Einzelnen einzugehen, würde den Rahmen dieses Berichts sprengen; für meine persönliche Forschung konnte ich aus den Bemerkungen zur Ausweitung der Idee des „psychologischen Altruismus“ hin zur Idee der „Responsivität“ eine gewisse Konvergenz der Überlegungen feststellen. Grundsätzlich, die Justierungen in der Theoriebildung hier also außer Acht lassend, ging es aber nach wie vor darum, eine Begründung für eine Ethikkonzeption zu leisten, die in genealogischer Hinsicht ohne Rekurs auf metaphysisch problematische Annahmen auskommt, und in metaethischer Hinsicht zudem erlaubt, von ethischem Fortschritt zu sprechen.

Am Samstag habe ich morgens die Sektion „Mind“ besucht, in der Hoffnung, dort die für den Pragmatismus typische Unterwanderung der Grenze von theoretischer und praktischer Philosophie exemplarisch durchexerziert zu sehen. Demgegenüber verteidigte Peter March (Saint Mary's University) in

seinem Vortrag „Reduction and the Philosophy of Mind“ allerdings einen harten physikalistischen Reduktionismus, ohne dabei die zentralen Punkte hinreichend begründen zu können.

Im darauf folgenden Vortrag von Liam Dempsey (McMaster University) „The ‚Internal Illumination of Living-Awake Brains‘: Can the Intrinsic Side of Matter Bridge the Gap?“ ging es dagegen vor dem Hintergrund rezenter Entwicklungen panpsychistischer Positionen darum einen psychophysischer Monismus zu plausibilisieren, gegeben die Herausforderung, dass die intrinsische Seite von Materie epistemisch opak bleibe. Der Vortrag thematisierte die Arbeiten von Bertrand Russell, Arthur Stanley Eddington, Galen Strawson, David Chalmers, Tom McClelland, Daniel Stoljar und Uriah Kriegel – die im Großen und Ganzen des programmatischen Pragmatismus unverdächtig sind. Es war dennoch interessant zu sehen, dass Themen wie ein moderater Panpsychismus, die Frage nach „protosentience“, oder Vorschläge eines Neuropsychismus jedenfalls dem Eindruck nach mit dem prinzipiell antidualistischen Tenor des klassischen Pragmatismus zusammenstimmen. Die spannende Frage wäre jetzt, wie aus pragmatistischer Perspektive mit den Problemen umzugehen ist, die am Ende des Vortrags als übrig geblieben identifiziert worden sind: Warum es überhaupt so etwas wie Erfahrungen geben sollte; dass sich dieses Problem nicht mit Blick auf Unergründliches *erklären* lasse; und dass sich der intrinsischen Natur von Erfahrungen nicht habhaft werden lasse. Soll man versuchen, diese Probleme weiterhin zu lösen, und wenn ja, wie lässt sich eine philosophische Methode denken, die dies im Ausgang von empirischen, objektiven Beobachtungen tun möchte? Oder wird man sie los, indem man sie (ggf. mit Rorty) eben nicht mehr als „echte“ Probleme begreift?

In der zweiten Sektion am Samstag Vormittag war ich gespannt auf zwei Beiträge zum Thema Liberalismus. Tony Couture (University of Prince Edward Island) war es ein Anliegen mit seinen Ideen zu einem „Anarchist Liberalism“ Rawls‘ Vokabular mit der Tradition des Anarchismus verbinden, um gewisse, augenscheinlich zivilgesellschaftliche Probleme zu lösen. Die Idee war, dass eine begrenzte Anwendung anarchistischer Prinzipien (wie Individualismus, Diversität, Aufrichtigkeit, wechselseitige Hilfe und absolute Freiheit) auf einen Teil unserer Lebenswelt innerhalb der Rawlsschen Grundordnung vernünftiger sei als den Anarchismus als eine umfassende Lehre des Guten mit entsprechenden Implikationen für die politische Ordnung zu begreifen. Bei der Ausgestaltung zeigte sich allerdings die Schwäche eines Großteils der angloamerikanischen Politischen Philosophie, für welche Politische Philosophie überhaupt eben jene mit und nach Rawls ist. Denn obschon korrekt sein mag, dass sich in der anarchistischen Theorie und Praxis Kernelemente eines demokratischen Ethos sehen lassen, so lässt sich der Anarchismus kaum würdigen, wenn er lediglich als belebendes Element innerhalb einer staatlichen Ordnung fungieren soll, deren eigene Grundprinzipien er nicht ablehnen darf. Insofern also die Figur des „vernünftigen Anarchisten“ als tugendhaften Bürger einer liberalen Gesellschaft einigermaßen paradox erscheinen musste, wäre zu überlegen gewesen, ob der Etikettenschwindel nicht dadurch hätte vermieden werden können, dass man einfach ein pragmatistisches Konzept von Bürgerschaft entwickelt, das in der Tat aus pragmatischen Gründen in der Lage ist, die Grundstruktur zu akzeptieren und die politischen Angelegenheiten in weitgehender Selbstbestimmung zu verhandeln. Dass die Angelegenheiten, die Couture vor Augen hatte – wie Bereiche der Bildung und Erziehung – für Rawls im strengen Sinne gar keine politischen sind und dass diese wiederum innerhalb des klassischen Pragmatismus nach Dewey eine besonders herausragende Rolle spielen, wäre ein weiterer Grund dafür. So musste fraglich bleiben, ob durch die Injektion von „ein bisschen Anarchismus“ in die Rawlssche Grundstruktur wirklich Verbesserungen in den genannten Bereichen folgen können – von den darüber hinaus anvisierten Zielen eines bedingungslosen Grundeinkommens, einer allgemeinen Krankenversicherung und weiterer Sozialleistungen, wie wir sie aus den europäischen Wohlfahrtsstaaten kennen, ganz zu schweigen.

Es spricht für die Konferenz, dass sowohl Nachwuchswissenschaftler als auch arrivierte Professoren und selbst emeritierte Akademiker ihre Beiträge auf weitgehend gleicher Augenhöhe präsentieren konnten. Der zweite Vortrag der Liberalismus-Sektion, gehalten von Robert Ansell (Saint Mary’s University) mit dem Titel „Liberalism Clarified“ war allerdings sehr einer Idee des Vortrags verhaftet, die wenig Zuhörerfreundlich war. Da das Thema ein exegetischer, vielleicht etwas abseitiger Beitrag zu John Stuart Mill gewesen ist, möchte ich von einer Darstellung hier absehen. Wer sich für Mill gesondert bzw. in jeder Hinsicht interessiert, kann sich gerne bei mir melden – das Vortragsmanuskript wurde ausgeteilt.

Nach der Mittagspause habe ich die Sektion zu William James besucht. Zunächst sprach David Karrell (Saint Mary’s University) über „Naturalizing the Circumstances of Religions“. Zugrunde liegen sollte eine Analogie zu Humes Idee, dass sich die Umstände, in denen Gerechtigkeit relevant wird, daraus erklären, dass der Mensch, gegeben seine Bedürfnisse, als Mängelwesen gelten muss, welches über begrenzte

Sympathie verfügt und unter moderater Güterknappheit handeln muss. Gleichwohl wäre der Einstieg in das Thema der Religion allem Anschein nach auch ohne diese Analogie möglich gewesen. Dieses wurde im Ausgang von Robert Fullers Arbeit und Kitchers Überlegungen zum Thema Religion konkreter eingeführt, um dann über Whiteheads Analyse des religiösen Bedürfnisses als einem Bedürfnis nach Begründung zur Frage zu gelangen, ob einerseits Zeiten, in denen religiöser Glaube Konjunktur hat, auch Zeiten sind, die eher von einem Rationalismus geprägt seien, und andererseits, ob es möglich ist, aus pragmatischer Perspektive diejenigen Umstände zu spezifizieren, wann es eine gute Idee ist, bzw. gewesen sein mag, religiöse Begründungsformen anderen vorzuziehen.

Dem folgte Tom Donaldson (Harvard Society of Fellows) mit „A Jamesian Analysis of Truth“. Hintergrund dieser Einlassung auf eine vermutlich nie abschließend zu klärende Spannung in William James Werk ist die Frage, ob James Arbeit zum Wahrheitsbegriff ein Fehlschlag gewesen ist, oder, wenn sie das nicht gewesen sein soll, ob sie deswegen keiner ist, weil es nämlich vielmehr um eine „Analyse“ von Wissen hatte gehen sollen, oder: ob es auch das nicht ist. Die Wege von James sind unergründlich und so schlug Donaldson mutig vor, James Postulat in metaphysischer Absicht ernst zu nehmen, dass es – immer noch im Rahmen des von ihm vertretenen Empirismus – notwendig sei, davon auszugehen, dass es Erfahrungen geben kann, die noch niemand gehabt hat. Dieses Postulat antwortete auf einen Grabenkampf zwischen einem harten Phänomenalismus in der Theoriebildung und einem weichen, idealistischen Ansatz, der zu unrealistischen Theorien führe. Obschon der Hintergrund von James Theoriebildung, nämlich der Konflikt zwischen christlichen Überzeugungen und phänomenalistischen Ansichten, nicht mehr relevant sei, könne eine solche Position doch vielleicht hilfreich sein mit Blick auf Probleme, die durch physikalistische Positionen entstehen.

Zwischen dieser Sektion und der letzten, die ich besucht habe, lag meine eigene, in der ich die Gelegenheit hatte, dasjenige Argument aus meinem derzeitigen Forschungsprojekt zur so genannten Mensch-Tier-Beziehung, welches sich auf Kitcher bezieht, vorzustellen und zu diskutieren. Diese Erfahrung war sowohl inhaltlich als auch performativ sehr wertvoll. Die Überlegungen von John Barresi (Dalhousie University) zu „Personhood and Humanhood: An Evolutionary Scenario“ im Anschluss habe ich als gute Akzentuierung eines anderen Aspekts des Ethical Projects wahrgenommen, so dass ich insgesamt auch von meiner eigenen Sektion sagen würde, dass sie eine gelungene Gelegenheit dargestellt hat, um sich vertieft mit einem zeitgenössischen Neopragmatismus zu befassen. Zum Gelingen und Ertrag des Ganzen hat allerdings auch wesentlich beigetragen, dass Kitcher selbst anwesend und diskutierfreudig gewesen ist.

Den Abschluss bildeten zwei Beiträge, von denen einer eigentlich auch noch besser in die dezidiert neopragmatischen bzw. Kitcher-spezifischen Sektionen gepasst hätte: Matthew Pamental (University of Tennessee) diskutierte die Rolle des Erfahrungsbegriffs im Kitchers Buch *The Ethical Project*. Diese Frage liegt mit Blick auf das Deweysche Erbe, das in Kitchers Projekt enthalten ist, nahe; noch genauer ging es Pamental aber darum zu fragen, um was für eine Art von Empirismus es sich hierbei eigentlich handelt und um was für eine Art von Moralphilosophie. Besonders war es ihm dabei bestellt, die Unterbestimmtheit des ethischen Fortschritts bei Kitcher, der immer wieder die glückreichen Episoden betont, in denen verhältnismäßig zufälliges Experimentieren zu guten Lösungen geführt hat, zu korrigieren; dies dahingehend, dass ausgehend von einer stärkeren Betonung des Charakters von *Werterfahrungen* im Sinne Deweys moralischen Errungenschaften eine größere Objektivität zuzusprechen wäre. Gerade insofern Kitcher am Vorabend noch einmal betont hatte, dass seinem Fortschrittsbegriff die Idee zugrunde liegt, dass man oder eine Gesellschaft sich von etwas fort bewegt, und nicht so sehr auf etwas hin – und dass nur in diesem Sinne objektiv von Fortschritt gesprochen werden könne – wäre eine Diskussion mit ihm hier noch einmal besonders interessant gewesen. So folgte auf Pamentals Vortrag ein Projekt, in dem es zwar auch um „Erfahrung“ ging – allerdings in einem anderen Sinne.

Jennifer Flynn (Memorial University) war es nicht darum bestellt, das, was menschliche Erfahrung aus pragmatischer Perspektive objektiv ausmacht, zu diskutieren, sondern Erfahrung im landläufigen Sinne als Dimension subjektiven Erlebens für die ethische Theoriebildung aufzuwerten und dies genauer im bioethischen Bereich. Die Frage war, wie sich die klinische Welt und subjektiven Erfahrungen entstammende philosophische Fragen zueinander verhalten können. In Auseinandersetzung mit Arbeiten von Tom Beauchamp und James Childress, Barry Hoffmaster und Cora Diamonds erörterte Flynn verschiedene Möglichkeiten, dies vor allem auch mit Blick auf unterschiedliche Kontexte wie den der „persönlichen Erfahrung“ eines Ethikers in der Klinik, den der „persönlichen Erfahrung“ der Betroffenen und den der „persönlichen Erfahrung“ eines betroffenen Ethikers.

Um mich gar nicht an der Unmöglichkeit zusammenfassender Worte einer so vielfältigen Tagung zu versuchen, sei an dieser Stelle nur noch pro philosophia e.V. herzlich für die Unterstützung gedankt – gerne beantworte ich weitere Fragen zur Konferenz im Besonderen oder zum Pragmatismus im Allgemeinen (maria-daria.cojocaru@hfph.de).